

MO HAYDER
Die Behandlung

Buch

Detective Jack Caffery hat in seinen Jahren bei der Londoner Mordkommission schon viel gesehen. Doch was sich im Haus der Familie Peach abgespielt hat, schockiert selbst ihn: Ein Fremder hat die Peaches und ihren Sohn Rory in ihrem eigenen Haus überfallen, misshandelt und gefesselt. Unausprechliches muss sich zugetragen haben, bevor er wieder verschwand und den achtjährigen Rory mit sich nahm. Doch die schwer verletzten Eltern können der Polizei keine genauen Angaben zu den Geschehnissen machen. Oder sie wollen es nicht. Und schon bald macht in der Gegend das Wort von einem unheimlichen »Troll« die Runde, der kleine Kinder töten soll – und der vielleicht bereits sein nächstes Opfer ausgesucht hat. Bei Detective Inspector Jack Caffery ruft der Fall Erinnerungen an das Verschwinden seines eigenen Bruders wach, der als Kind möglicherweise ebenfalls einem Verbrechen zum Opfer fiel. Alte Wunden reißen wieder auf, als immer mehr Verbindungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart sichtbar werden. Die Ermittlungen werden für Caffery zunehmend zu einem emotionalen Kraftakt – und dabei hat der Albtraum gerade erst begonnen ...

Autor

Mo Hayder wurde in Essex geboren, verließ mit fünfzehn ihr Zuhause, um in London das Abenteuer zu suchen, und hat später viele Jahre im Ausland verbracht. Sie arbeitete in Bars und Kneipen, heiratete, zog nach Japan und jobbte eine Weile in Tokio, wo sie auch für englische Zeitungen schrieb. Später bereiste sie weite Teile Asiens und absolvierte anschließend ein Studium an einer amerikanischen Filmhochschule. Mo Hayder lebt heute als freie Schriftstellerin in London. Ein weiterer Roman ist bereits in Vorbereitung.

Von Mo Hayder bei Goldmann außerdem lieferbar:

Der Vogelmann. Roman (45173)

Tokio. Roman (46320)

Die Sekte. Roman (gebundene Ausgabe, 31019)

Mo Hayder

Die
Behandlung

Roman

Aus dem Englischen
von Christian Quatmann

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2001
unter dem Titel »The Treatment«
bei Bantam Press, London,
a division of Transworld Publishers Ltd



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

3. Auflage
Taschenbuchausgabe Dezember 2003
Copyright © der Originalausgabe 2001
by Mo Hayder
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
unter einer Verwendung eines Ausschnitts
aus Caravaggios »David«
Umschlagfoto: AKG Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
AB • Herstellung: Sebastian Strohmaier
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-45626-0

www.goldmann-verlag.de

1. KAPITEL

(17. Juli)

Als alles vorbei war, musste sich Detective Inspector Jack Caffery von der Mordkommission Südlondon eingestehen, dass ihn an jenem wolkenverhangenen Juliabend in Brixton am meisten die Krähen aus der Fassung gebracht hatten.

Sie waren schon da, als er aus dem Haus der Familie Peach trat – gut zwanzig Vögel, die ihn vom Rasen des Nachbargartens aus zu beobachten schienen und sich weder um die Polizeiabsperrung scherten noch um die Neugierigen oder die Beamten von der Spurensicherung. Einige der Krähen hatten den Schnabel geöffnet, während andere nach Luft zu schnappen schienen. Sie starrten ihn an, als wüssten sie, was in dem Haus passiert war. Als machten sie sich insgeheim darüber lustig, wie sehr ihn der Anblick schockiert hatte, der sich ihm am Tatort geboten hatte, und als spotteten sie über seine unprofessionelle Reaktion, darüber, dass er die ganze Geschichte viel zu persönlich nahm.

Erst später gestand er sich ein, dass das Verhalten der Krähen völlig normal gewesen war, dass sie keinesfalls seine Gedanken gelesen oder gewusst haben konnten, was der Familie Peach Schreckliches zugestoßen war. Doch in diesem Moment ließ ihn bereits der Anblick der schwarzen Vögel erschauern. Am Ende des Gartenweges blieb er stehen, streifte den Schutzanzug ab und reichte ihn einem Kriminaltechniker. Dann schlüpfte er in die Schuhe, die er jenseits des Absperrbands aus Plastik hatte stehen lassen, und ging auf die Vögel zu. Sie schlugen mit ihren blauschwarzen Flügeln, flatterten hoch und setzten sich ein Stück entfernt in einen Baum.

Der Brockwell Park im Süden Londons ist ein aus Baumgruppen und Wiesenflächen bestehendes, riesiges Dreieck, dessen Spitze bis zum Bahnhof Herne Hill reicht. Wie ein Riegel schiebt sich die knapp zwei Kilometer lange Grünfläche durch die Stadlandschaft. Westlich des Parks liegt Brixton, wo die Gemeindearbeiter am frühen Morgen manchmal Sand auf die Straße streuen, um das nachts vergossene Blut zu bedecken. Im Osten grenzt der Park an den Stadtteil Dulwich mit seinen blumengeschmückten Altenresidenzen und neoklassizistischen gläsernen Kuppeldächern. Donegal Crescent, wie die Adresse des Tatorts lautete, lag unmittelbar am Rand dieses Parks. Am Anfang der ruhigen, kleinen Straße lag eine mit Brettern vernagelte Kneipe, an ihrem Ende ein indischer Lebensmittelladen. Ansonsten war sie von Reihenhäusern des sozialen Wohnungsbaus aus den Fünfzigerjahren gesäumt. In den Vorgärten wuchsen weder Bäume noch Blumen, und die Fenster und Türen waren braun gestrichen. Nach vorne gingen die Häuser auf eine ungepflegte, hufeisenförmige Grasfläche hinaus, wo sich gegen Abend Kinder auf ihren Fahrrädern austobten. Caffery konnte sich gut vorstellen, dass sich die Peaches hier ziemlich sicher gefühlt hatten.

Er stand mit hochgekrepelten Ärmeln vor dem Haus und war froh, endlich wieder an der frischen Luft zu sein. Er drehte sich eine Zigarette und schlenderte dann zu einigen Beamten hinüber, die neben dem Einsatzwagen der Spurensicherung standen. Als er näher kam, brachen die Männer ihr Gespräch ab. Er wusste genau, was sie dachten. Obwohl Caffery erst Mitte dreißig und durchaus kein hohes Tier war, eilte ihm in Südlondon ein gewisser Ruf voraus. Ja, die *Police Review* hatte ihn sogar einmal als einen »unserer jung-dynamischen Aufsteiger« bezeichnet. Er wusste also, dass er in Polizeikreisen hohes Ansehen genoss, und fand diese Vorstellung eher komisch. *Wenn die wüssten*, dachte er nur und hoffte, dass keiner der Beamten seine zitternden Hände bemerken würde.

»Und?« Er zündete die Zigarette an und starrte auf eine versiegelte Plastiktüte, die ein junger Kriminaltechniker in der Hand hielt. »Was gefunden?«

»Wir haben das hier drüben im Park entdeckt, vielleicht zwanzig Meter hinter dem Haus der Familie Peach.«

Caffery betrachtete den Inhalt der Tüte, einen Kinderturnschuh von Nike, der kaum größer war als seine Handfläche. »Wer hat den gefunden?«

»Die Hunde, Sir.«

»Und?«

»Kurz darauf haben sie leider die Spur verloren. Zuerst waren sie ganz wild, kaum zu halten.« Ein Sergeant, der das blaue Hemd der Hundeführerstaffel trug, stand auf den Zehenspitzen und wies über die Dächer zu der Stelle, wo in der Ferne die Bäume des Parks dunkel in den Himmel ragten. »Zuerst sind sie die ganze Zeit dem Weg am westlichen Rand des Parks gefolgt, aber nach ungefähr einem Kilometer war plötzlich Schluss.« Er blickte skeptisch zum Abendhimmel auf. »Und jetzt wird es auch noch dunkel.«

»Ja, leider. Am besten, wir fordern Suchhubschrauber an.« Caffery gab dem jungen Mann den Turnschuh zurück. »Verwahren Sie das Ding in einer luftdichten, sterilen Tüte.«

»Wie bitte?«

»Haben Sie etwa nicht gesehen, dass Blut daran klebt?«

Die Scheinwerfer des Helikopters flammten auf und tauchten das Haus der Familie Peach und die Bäume unten im Park in gleißendes Licht. Im Vorgarten untersuchten Beamte der Spurensicherung in blauen Gummianzügen Zentimeter für Zentimeter den Rasen auf Spuren. Und jenseits des Absperrbandes standen die schockierten Nachbarn in kleinen Gruppen rauchend und flüsternd beisammen und umdrängten sogleich neugierig jeden Kripobeamten, der ihnen zu nahe kam. Auch die Presse war schon da und wartete ungeduldig auf Neuigkeiten.

Caffery stand neben dem Wagen der Einsatzleitung und blickte nachdenklich auf das Haus, ein zweistöckiges Reihenhauses mit grobem Kieselputz. Die Fensterrahmen waren aus Aluminium, über der Haustür sah man einen feuchten Fleck, und oben auf dem Dach war eine Satellitenschüssel installiert. In den

Fenstern hingen weiße Gardinen, dahinter zugezogene dunkle Vorhänge.

Caffery hatte die Familie Peach – beziehungsweise das, was von ihr noch übrig war – zwar erst hinterher zu Gesicht bekommen, aber die Leute kamen ihm dennoch bekannt vor. Beziehungsweise nicht sie selbst, sondern der Typ, den sie verkörperten. Die Eltern, Alek und Carmel, gehörten nicht unbedingt zu jenen Opfern, die automatisch das Mitgefühl der Ermittler weckten: Beide waren Alkoholiker, beide waren arbeitslos, und Carmel Peach hatte sogar die Sanitäter beschimpft, als man sie zum Rettungswagen gebracht hatte. Den neunjährigen Rory, den einzigen Sohn des Paares, hatte Caffery allerdings nicht gesehen. Als er am Tatort eingetroffen war, hatten die Beamten des zuständigen Reviers schon das halbe Haus auseinander genommen und bereits in sämtlichen Schränken, auf dem Dachboden, ja sogar hinter der Wandvertäfelung nach dem Jungen gesucht. In der Küche hatte man einen Blutspritzer auf der Fußleiste entdeckt und in der Tür, die nach hinten in den Garten hinausführte, eine zertrümmerte Scheibe. Gemeinsam mit einem anderen Beamten war Caffery zu einem mit Brettern vernagelten Nachbarhaus gegangen, hatte sich die Taschenlampe zwischen die Zähne geklemmt und war dann auf dem Bauch durch ein Loch in der Hintertür in das Haus hineingekrochen. Entdeckt hatten die beiden allerdings nur die üblichen Obdachlosen-Hinterlassenschaften. Ansonsten kein Lebenszeichen. Auch von Rory Peach keine Spur. Alles in allem sprachen die Fakten eine sehr deutliche Sprache, und für Caffery beschworen sie zudem Ereignisse aus seiner Vergangenheit herauf, Erinnerungen, gegen die er sich nicht wehren konnte. *Hör endlich auf mit dem Schwachsinn, Jack. Pass auf, dass du nicht noch mal völlig ausrastest.*

»Jack?« Wie aus heiterem Himmel stand plötzlich seine Chefin, Chief Inspector Danniella Souness, neben ihm. »Alles in Ordnung?«

Er sah sie an. »Danni, mein Gott, gut, dass Sie da sind.«

»Was ist hier eigentlich los? Sie sehen ja verboten aus.«

»Danke, Danni.« Er rieb sich mit den Händen über das Ge-

sicht und streckte seine Glieder. »Ich bin ja auch schon seit Mitternacht in Bereitschaft.«

»Und was genau ist hier los?« Sie zeigte auf das Haus. »Hab ich recht verstanden – ein kleiner Junge wird vermisst? Rory?«

»Ja. Eine ganz üble Geschichte. Der Junge ist erst neun Jahre alt.«

Souness atmete hörbar aus und schüttelte den Kopf. Sie war stämmig gebaut und nur eins sechzig groß, doch in ihrem Männeranzug und den schweren Stiefeln brachte sie glatt siebzig Kilo auf die Waage. In diesem Aufzug, mit ihrem kurz geschorenen Haar und ihrer blassen Haut sah sie eher wie ein jugendlicher Straftäter bei seinem ersten Gerichtstermin aus als eine vierzigjährige Chefinspektorin. Doch das täuschte. Sie nahm ihren Job ausgesprochen ernst. »Und was sagen die Kollegen von der Kripo?«

»Die haben sich hier noch nicht blicken lassen.«

»Typisch – die faulen Säcke.«

»Die Jungs vom zuständigen Revier haben schon die ganze Bude auseinander genommen, aber bisher nichts gefunden. Ich hab Suchtrupps und Hundestaffeln in den Park geschickt und Suchhubschrauber angefordert.«

»Und woher wissen Sie, dass der Kleine sich im Park befindet?«

»Die Häuser hier stehen alle direkt am Rand des Parks.« Er wies auf die Bäume, die hinter den Dächern aufragten. »Außerdem gibt es einen Zeugen, der gesehen hat, wie irgendetwas das Haus Nummer dreißig durch die Hintertür verlassen hat und dann zwischen den Bäumen verschwunden ist. Im Übrigen war die Hintertür nicht abgeschlossen, und dann gibt es noch ein Loch im Zaun. Außerdem haben unsere Jungs am Rand des Parks einen Schuh gefunden.«

»Okay, okay. Klingt plausibel.« Souness verschränkte die Arme vor der Brust und beobachtete aufmerksam die Kriminaltechniker, die Fotografen und die Beamten des zuständigen Reviers, die geschäftig herumliefen. Im Eingang des Hauses überprüfte gerade ein Kameramann seinen Batteriegürtel und

verstaute dann seine schwere Betacam vorsichtig in einer Kiste. »Sieht fast so aus, als würde hier irgendein verdammter Film gedreht.«

»Die Kollegen von der Spurensicherung wollen die ganze Nacht durcharbeiten.«

»Und was ist mit dem Rettungswagen? Die Idioten hätten mich vorhin fast über den Haufen gefahren.«

»Ach so, das war die Mutter. Man hat sie zusammen mit dem Vater ins King's Hospital verfrachtet. Sie kommt auf jeden Fall durch, aber den Mann hat's böse erwischt. Hat offenbar einen Schlag auf den Hinterkopf bekommen, der arme Kerl«, sagte Caffery und legte sich die Hand in den Nacken. Dann sah er sich um, neigte sich ein wenig zu ihr vor und sagte leise: »Danni, es gibt da ein paar Fakten, von denen die Schmierblätter auf keinen Fall Wind bekommen dürfen.«

»Zum Beispiel?«

»Wir haben es hier nicht mit einem Streit um das Sorgerecht zu tun. Der entführte Junge ist das Kind beider Eltern, es gibt also sonst niemanden, der Anspruch auf den kleinen Rory erheben würde.«

»Also Erpressung?«

»Nein, auch das nicht.« Die finanziellen Verhältnisse der Familie Peach waren nun wahrlich nicht dazu angetan, einem potenziellen Erpresser Hoffnungen zu machen. »Wenn ich Ihnen erzähle, was in dem Haus sonst noch so alles passiert ist, werden Sie sofort kapieren, wieso wir die Schmuddelpresse da raushalten müssen.«

»Also, was ist denn nun wirklich passiert?«

Caffery wies mit dem Kopf auf die Journalisten und die Nachbarn. »Am besten, wir verziehen uns in den Wagen dort drüben.« Er legte Souness die Hand auf den Rücken. »Ich möchte auf keinen Fall, dass uns jemand belauscht.«

»Also gut.« Souness kroch in den Wagen der Spurensicherung, und Caffery schob sich hinterher. Innen hingen Spaten, Schneidewerkzeuge und sonstige Hilfsmittel an den Wänden, und in der Ecke summte ein Kühlschrank, der offenbar zur Auf-

bewahrung verderblicher Beweisstücke diene. Er schloss die Tür und schob Souness mit dem Fuß einen Hocker zu. Als sie sich gesetzt hatte, nahm er ihr gegenüber Platz, stützte die Hände auf die Knie und sah sie aufmerksam an.

»Ja, und?«

»Ziemlich beunruhigend, die ganze Geschichte.«

»Was heißt das?«

»Der Täter muss sich längere Zeit in dem Haus aufgehalten haben.«

Souness legte die Stirn in Falten und schüttelte konsterniert den Kopf. Offenbar hatte sie das Gefühl, dass er sich über sie lustig machte. »Er hat sich längere Zeit in dem Haus *aufgehalten?*«

»Genau. Und zwar rund drei Tage. Er hat die Leute gefesselt und ihnen weder etwas zu essen noch zu trinken gegeben. Detective Sergeant Quinn behauptet sogar, dass spätestens innerhalb der nächsten zwölf Stunden einer von ihnen gestorben wäre.« Er hob die Augenbrauen. »Das Schlimmste ist allerdings der Gestank.«

Souness verdrehte die Augen. »Klingt verlockend.«

»Und dann ist da noch dieses Geschmiere an der Wand.«

»Herrgott.« Souness lehnte sich zurück und fuhr sich mit der Hand durch ihr Borstenhaar. »Klingt ganz schön pervers.«

Er nickte. »Ja. Aber der Kerl kann noch nicht weit sein. Wir haben den ganzen Park abgeriegelt, den kriegen wir.«

Er wollte schon wieder aus dem Wagen steigen. »Jack?«, hielt Souness ihn zurück. »Da ist doch noch etwas.«

Er stand einen Augenblick schweigend da und rieb sich mit der Hand den Nacken. Fast kam es ihm vor, als ob sie mit ihren wachen Augen direkt in seinen Kopf geschaut hätte. Sie mochten einander, ohne genau sagen zu können, worauf ihre wechselseitige Sympathie beruhte. Jedenfalls arbeiteten sie gerne zusammen. Trotzdem gab es da ein paar Dinge, über die er auch mit ihr lieber nicht sprach.

»Nein, nein, Danni«, murmelte er schließlich und brachte umständlich seinen Schlips in Ordnung. Er wollte lieber gar

nicht wissen, wie weit sie ahnte, was in ihm vorging. »Am besten, wir gehen jetzt los und schauen uns mal etwas im Park um.«

Draußen war inzwischen die Nacht hereingebrochen. Über dem Brockwell Park stand tief und rot der Mond am Himmel.

Vom hinteren Ende des Donegal Crescent aus schien es, als würde sich der Brockwell Park kilometerweit erstrecken und den gesamten Horizont ausfüllen. Seine Hügel waren fast kahl, bis auf ein paar schäbige, unbelaubte Bäume auf der Kammlinie und eine Gruppe immergrüner Exoten auf dem höchsten Punkt. Am Westhang hingegen drängten sich auf einer mehrere Fußballfelder großen Fläche zahllose Bäume dicht aneinander: Bambus, Silberbirken und Kastanien. Die Bäume gruppierten sich um vier stinkende Weiher und sogen sogar die Feuchtigkeit aus dem Boden ringsum. Man konnte sich hier beinahe wie im Dschungel fühlen, und im Sommer schien es manchmal, als ob die Weiher dampften.

Nur ein paar Minuten, bevor die Polizei gegen 20 Uhr 30 den Park abriegelte, ging an diesem Abend unweit der Tümpel ein einzelner Mann spazieren, dessen Miene seine innere Anspannung verriet. Roland Klare war ein einsamer Mann, der fast das Leben eines Einsiedlers führte, mit merkwürdigen Gewohnheiten und Phasen völliger Lethargie. Nur hier und da überkam ihn plötzlich eine unbegreifliche Sammelwut. Klare war gewissermaßen das menschliche Gegenstück eines Aaskäfers und konnte einfach alles gebrauchen. Den Park kannte er wie seine Westentasche, und er kam des Öfteren hierher, um Abfalleimer zu durchstöbern oder unter Parkbänken nach interessanten Fundstücken Ausschau zu halten. Die Menschen mieden ihn. Schon der penetrante Gestank, den er verströmte – eine Mischung aus ranzigem Schweiß und Urin –, hielt die Leute von ihm fern.

Jetzt stand er, die Hände in den Taschen, unter den Bäumen und starrte auf einen Gegenstand vor seinen Füßen. Er hob das Objekt auf, betrachtete es aufmerksam und hielt es ganz nahe

vor sein Gesicht, da es inzwischen fast völlig dunkel geworden war. Eine Pentax-Kamera – gute Marke, auch wenn das Gerät schon reichlich mitgenommen aussah. Roland Klare interessierte sich für Kameras. Zwischen all dem Müll, den er zusammengetragen hatte, verwahrte er irgendwo in seiner Wohnung drei kaputte Kameras und sogar diverse Bestandteile einer Dunkelkammer. Er steckte die Pentax rasch in die Tasche. Dann wühlte er in der Hoffnung auf weitere Fundstücke noch ein wenig mit den Füßen im Laub. Erst am Morgen hatte es kräftig geregnet, doch die gnadenlose Nachmittagssonne hatte das lange Gras bereits wieder getrocknet. Knapp einen Meter entfernt lag ein Paar rosa Gummihandschuhe, die Klare zusammen mit der Kamera in seiner Tasche verschwinden ließ. Als er nichts mehr fand, setzte er schließlich seinen Weg in der Dämmerung fort. Unter einer Straßenlaterne inspizierte er die Gummihandschuhe und fand, dass es sich nicht lohnte, sie zu behalten. Zu abgetragen. Also warf er sie in der Railton Road in einen Mülleimer. Aber die Kamera? Nein, eine solche Kamera, von der trennte man sich nicht so leicht wieder.

Es war ein ruhiger Abend für India 99, den zweimotorigen Squirrel-Hubschrauber vom Luftstützpunkt Lippits Hill. Die Sonne war bereits untergegangen, und die Hitze und die niedrig hängende Wolkendecke machten der Mannschaft zu schaffen, also flogen die Männer möglichst rasch die zwölf Standardziele ab, die zu ihrer Runde gehörten – Heathrow, den Millennium Dome, Canary Wharf, etliche Kraftwerke, darunter auch das in Battersea. Sie wollten gerade einen weiter gehenden Kontrollflug unternehmen, als sich die Zentrale meldete. »Hallo, India Lima an India neun neun.«

Der Kommandant hielt sich das Mikrofon vor den Mund. »Was ist los, India Lima?«

»Wo sind Sie?«

»Wir sind gerade über – hm, ja wo denn?« Er beugte sich ein wenig vor und blickte auf die erleuchtete Stadt hinunter. »Wandsworth.«

»Gut. Eigentlich wollten wir ja India neun acht mit der Sache beauftragen, aber denen geht langsam der Sprit aus. Der Einsatzort liegt im Bereich TQ3427445.«

Der Kommandant sah auf die Karte. »Ist das nicht der Brockwell Park?«

»Richtig. Ein vermisstes Kind. Die Polizei hat das Gebiet zwar großräumig abgesperrt, aber dieser Inspector hat gesagt, dass ihr seine letzte Hoffnung seid. Er weiß nicht mal genau, ob das Kind sich überhaupt in dem Park befindet – nur eine Vermutung. Liegt ganz bei euch, ob ihr das übernehmen wollt.«

Der Kommandant schob das Mikrofon zur Seite, sah auf die Uhr und blickte dann nach vorne ins Cockpit. Der Luftbeobachter und der Pilot hatten den Wortwechsel verfolgt und hielten die Daumen nach oben. »Also gut.« Er notierte die Zeit und die Auftragsnummer und brachte das Mikro dann wieder in Position.

»Na, dann schießen Sie mal los, India Lima. Ruhiger Abend heute – wir schauen mal nach. Und mit wem haben wir es dort zu tun?«

»Mit einem gewissen Inspector Caffery. Von der Mordkommission«

»Mordkommission?«

»Genau.«

2. KAPITEL

Das Gehäuse der Kamera war an einigen Stellen beschädigt. Als Roland Klare das Gerät später in seiner Sozialwohnung im obersten Stock des Arkaig Tower, eines Hochhauses an der Nordspitze des Brockwell Parks, näher inspizierte, entdeckte er, dass die Pentax noch weitere, allerdings weniger offenkundige Schäden aufwies. Nachdem er das Gehäuse gründlich mit einem Geschirrtuch gereinigt hatte, versuchte er den Film im Innern des Apparates weiterzudrehen, stellte aber fest, dass der Transportmechanismus klemmte. Sosehr er sich auch bemühte, das Gerät schüttelte und an der Kurbel herumdrehte, die Spule ließ sich einfach nicht bewegen. Schließlich legte er die Kamera im Wohnzimmer auf die Fensterbank, stand eine Weile nachdenklich da und blickte aus dem großen Fenster.

Der Himmel über dem Park war jetzt in glühendes Orange getaucht, und nicht sehr weit entfernt konnte er die Rotoren eines Helikopters hören. Er kratzte sich mechanisch an den Armen und überlegte verzweifelt, was er tun sollte. Die einzige funktionstüchtige Kamera, die er besaß, war eine Polaroid. Auch diesen Apparat hatte er nicht ganz korrekt in seinen Besitz gebracht. Aber Polaroidfilme waren schließlich ziemlich teuer, deshalb fand er es sinnvoll, die Pentax aufzubewahren. Er seufzte, nahm das Gerät wieder in die Hand und versuchte abermals, den Mechanismus zu bewegen. Dabei setzte er sich auf einen Stuhl, klemmte die Kamera zwischen die Beine und machte sich hingebungsvoll daran zu schaffen. Nach zwanzig Minuten fruchtloser Bemühungen gab er schließlich entnervt auf.

Frustriert und schwitzend machte er einen kurzen Eintrag in

ein Buch, das er in einem Schreibtisch neben dem Fenster verwahrte. Dann legte er die Kamera mitsamt Film in eine violette Blechdose auf der Fensterbank, wo sie während der folgenden fünf Tage blieb, und zwar zusammen mit einem Schraubenzieher, drei Medikamentenfläschchen und einer Plastikbrieftasche mit Union-Jack-Aufdruck, die er in der vergangenen Woche in einem Bus gefunden hatte.

Sämtliche Londoner Gefängnisse bestehen darauf, über jeden vorbeifliegenden Helikopter informiert zu werden, um nicht unnötig in Unruhe zu geraten. Als die Besatzung des India 99 rechts vor sich die vertraute Sporthalle mit dem Glasdach und das achteckige Überwachungszentrum auftauchen sah, schaltete der Kommandant auf Kanal acht und gab dem Königlichen Gefängnis Brixton ihre Identität durch. Dann flogen sie weiter Richtung Brockwell Park. Außerhalb des Helikopters regte sich kein Lüftchen, und der orangefarbene Lichterglanz der Stadt brach sich an der niedrigen Wolkendecke und wurde von dort auf das Dächermeer zurückgeworfen. Man hätte fast meinen können, dass der Helikopter sich durch eine rote Glutschicht vorwärts schob. Inzwischen hatten die Männer die Acre Lane erreicht, deren Häuser wie eine lange Kette locker aneinander gereiht, glitzernder Perlen unter ihnen lag. Danach flogen sie über die verstopften Straßen jenseits der Brixtoner Water Lane, unter sich ein Häuser- und Kneipengewirr, bis die Maschine plötzlich – *flack, flack, flack* – nach oben gerissen wurde und die Männer unter sich den dunklen Brockwell Park sahen.

In dem nur schwach beleuchteten Cockpit sagte eine Stimme: »Ist größer, als ich gedacht hatte.«

Die drei Männer bäugten skeptisch die riesige dunkle Grünfläche unter sich. Der von einem Lichtermeer umgebene, unbeleuchtete Park dort unten schien gar nicht mehr enden zu wollen, fast so, als hätten sie London bereits hinter sich gelassen und schwebten über den Weiten des Ozeans dahin. Nur in der Ferne markierten die funkelnden Lichter von Tulse Hill die äußerste Grenze der riesigen Grünanlage.

»Himmel.« In dem dunklen kleinen Cockpit rutschte der Luftbeobachter im fahlen Licht der Armaturenbeleuchtung unruhig auf seinem Sitz hin und her. »Wie sollen wir hier denn was finden?«

»Wird schon irgendwie gehen.« Der Kommandant zog die Funkfrequenztafel aus der Seitentasche seiner Hose und warf einen Blick darauf. Dann rückte er die Kopfhörer und das Mikrofon zurecht und nahm mit der Bodenkontrolle in Brixton Kontakt auf. »India neun neun an Lima Delta.«

»Guten Abend, India neun neun. Wir haben einen Helikopter über uns – sind Sie das?«

»Richtig. Wir würden gerne auf Frequenz fünfundzwanzig mit den Einsatzkräften sprechen.«

»Geht in Ordnung, India neun neun.«

Dann hörte der Kommandant plötzlich Inspector Cafferys Stimme. »Hallo, neun neun. Wir können Sie sehen. Danke, dass Sie gekommen sind.«

Der Luftbeobachter beugte sich über den Wärmebildmonitor. Ein schlechter Abend für diese Technik – die von unten aufsteigende Hitze stellte die Infrarotkamera auf eine harte Probe und ließ alles auf dem Bildschirm in demselben milchigen Einheitsgrau erscheinen. Dann sah er in der linken oberen Ecke des Monitors eine leuchtend weiße Gestalt, die mit den Armen in der Luft herumfuchtelte. »Okay, ich hab ihn.«

»Keine Ursache«, sagte der Kommandant in sein Mikrofon. »Ist doch selbstverständlich. Wir haben jetzt Blickkontakt mit Ihnen da unten.«

Der Beobachter justierte die Kamera, bis die Einsatzkräfte unten am Boden deutlich zu erkennen waren: hell leuchtende Gestalten, die sich von den Bäumen ringsum abhoben. Ja, das mussten insgesamt wenigstens vierzig Beamte sein. »Himmel, die haben den Park echt gründlich abgeriegelt.«

»Sie haben Ihre Leute ganz ausgezeichnet positioniert«, sagte der Kommandant zu Caffery.

»Ich weiß. Heute Abend geht uns hier unten niemand durch die Lappen.«

»Ziemlich großes Gebiet, und Tiere gibt es dort unten auch, aber wir werden unser Bestes tun.«

»Danke.«

Der Kommandant beugte sich vor und sagte zu den Männern vorne im Cockpit: »Also, dann fangen wir mal an.«

Der Pilot flog zunächst über dem südlichen Teil des Parks eine Rechtskurve. Knapp einen Kilometer weiter westlich sahen sie jetzt unter sich den ausgetrockneten Bootsweiher, der sich von der Umgebung hell abhob. Zwischen den Bäumen funkelten die vier Seen dunkel zu ihnen herauf. Die Männer teilten den Park in Zonen ein und flogen in rund hundertfünfzig Metern Höhe konzentrische Kreise, während der Luftbeobachter vor seinem Monitor hockte. Er trug Ohrenschützer gegen den Lärm der Rotorblätter. Ständig tippte er neue Befehle in seinen Laptop ein, konnte aber nirgends Wärmeflecken erkennen. Die schwitzenden Einsatzkräfte auszumachen, die zudem noch im Freien gestanden hatten, war kein Problem gewesen, doch ansonsten waren wegen der Hitze kaum Wärmeunterschiede festzustellen, und natürlich konnte sich unter dem sommerlichen Laubdach alles Mögliche verbergen. Die Instrumente waren buchstäblich mit Blindheit geschlagen. Als sie wieder eine Kurve flogen, sagte der Luftbeobachter zu seinem Kommandanten: »Wir könnten genauso gut in den Wind pinkeln.« Das Wort »pinkeln« wählte er ganz bewusst und verzichtete auf einen derberen Ausdruck, denn schließlich wurde alles, was er hier oben von sich gab, elektronisch aufgezeichnet. »Ja, das ist richtig: Genauso gut könnten wir in den Wind pinkeln.«

Unten standen Caffery und Souness neben dem Wagen der Spurensicherung und starteten zu den Lichtern des Helikopters hinauf. Caffery hoffte inständig, dass die Männer dort oben den Fall für ihn lösen und Rory Peach finden würden. Inzwischen war es eine Stunde her, seit der Besitzer des indischen Lebensmittelladens die Nummer 999 gewählt und damit den Alarm ausgelöst hatte.

Ein Großteil des Arbeitslosengeldes der Peaches ging für

Carmels Superking-Zigaretten drauf, sodass die Leute am Wochenende meist pleite waren und in dem Laden an der Ecke anschreiben ließen. Als bis Montagabend niemand die Rechnung vom vergangenen Wochenende beglichen hatte, hatte sich der indische Ladenbesitzer auf den Weg zum Haus Nummer dreißig gemacht, um sein Geld einzutreiben. War nicht das erste Mal gewesen, wie er Caffery erzählte, und Angst vor Alek Peach hatte er angeblich auch keine. Trotzdem begleitete ihn sein Schäferhund, als er um 19 Uhr bei den Peaches klingelte.

Keine Reaktion. Er klopfte laut an die Tür. Wieder nichts. Widerwillig setzte er seinen Weg fort und ging mit dem Hund in den Park.

Sie spazierten zunächst an den Gärten auf der Rückseite der Reihenhauserzeile vorbei und wollten gerade in den Park einbiegen, als sich der Schäferhund plötzlich umdrehte und laut anschlug. Der Ladenbesitzer blickte sich ebenfalls um. Auch wenn er es später nicht beschwören konnte, hatte der Mann den Eindruck, dass dort drüben unter den Bäumen etwas vorbeihuschte. Ja, ein dunkler Schatten, der sich rasch von der Rückseite des Peach-Hauses entfernte. Zunächst dachte er an ein Tier, weil der Schäferhund wie wahnsinnig bellte und an der Leine zerrte, doch dann war der Schatten rasch zwischen den Bäumen verschwunden. Neugierig zog er den widerstrebenden Hund zum Haus Nummer dreißig zurück und spähte durch den Briefschlitz.

Diesmal begriff er sofort, dass in dem Haus etwas nicht stimmte. Auf der Innenseite der Tür lagen mehrere Briefe auf dem Boden, und die Treppenwand war mit großen Buchstaben besprüht.

»Jack?«, rief Souness in den Lärm des über ihnen kreisenden Helikopters hinein. »Woran denken Sie gerade?«

»Ich bin mir ganz sicher, dass der Junge irgendwo in diesem Park sein muss«, brüllte er zurück und wies mit dem Finger auf die Bäume. »Irgendwo dort drüben.«

»Und woher wollen Sie wissen, dass er nicht längst wieder draußen ist?«

»Glaube ich nicht.« Er bildete mit den Händen einen Trich-

ter und beugte sich zu ihr vor. »Wenn er den Park inzwischen wieder verlassen hätte, müsste ihn jemand gesehen haben. Schließlich führen sämtliche Parkausgänge auf große Straßen hinaus. Der kleine Junge ist nackt, er blutet ...«

»WAS?«

»ER IST NACKT, UND ER BLUTET. DAS DÜRFTE SELBST IN BRIXTON DEN EINEN ODER ANDEREN PASSANTEN DAZU VERANLASSEN, DIE POLIZEI ZU INFORMIEREN, MEINEN SIE NICHT?«

Er ließ die Hände wieder sinken und beobachtete den Hubschrauber. Allerdings hatte er noch weitere gute Gründe für die Annahme, dass Rory sich noch in dem Park aufhielt. Schließlich wusste er, wie eine solche Kindesentführung normalerweise abläuft: Sollte Rory nicht mehr am Leben sein, dann bestand statistisch eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, dass man ihn innerhalb eines acht Kilometer großen Radius um den Ort der Entführung auffinden würde, und zwar weniger als vierzig Meter von einem befestigten Weg entfernt. Weitere internationale statistische Erhebungen sprachen eine noch grausamere Sprache: Nach diesen Erkenntnissen würde der Entführer den kleinen Rory nicht gleich umbringen, sondern ihn noch etwa vierundzwanzig Stunden am Leben lassen. Außerdem sprachen die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen dafür, dass bei der Entführung eines Jungen in Rorys Alter fast immer sexuelle Motive eine Rolle spielten. Und zusätzlich war unter solchen Umständen zu vermuten, dass es sich bei dem Täter um einen Sadisten handelte.

Dass Caffery sich mit den Vorlieben und Gewohnheiten pädophiler Männer so gut auskannte, war kein Zufall: Er hatte es in der Vergangenheit schon einmal mit einem ganz ähnlichen Verbrechen zu tun gehabt. Allerdings lag die Geschichte schon siebenundzwanzig Jahre zurück. Damals war sein Bruder Ewan – im gleichen Alter wie heute Rory – am helllichten Tag verschleppt worden. Eigentlich hätte Caffery Souness beiseite nehmen und ihr vorschlagen müssen: Vielleicht wäre es besser, wenn Sergeant Logan die Ermittlungen leitet. Ich weiß nämlich

nicht, ob ich nicht völlig ausraste, wenn wir diesen Dreckskerl kriegten.

»UND WAS MACHEN WIR, WENN DIE MÄNNER DORT OBEN NICHTS FINDEN?«, brüllte Souness.

»KEINE SORGE. DIE WERDEN SCHON WAS FINDEN.« Er hob das Funkgerät zum Mund und schaltete auf den Kanal des Helikopterkommandanten. »Neun neun, irgendwas Neues da oben?«

Hundertfünfzig Meter weiter oben neigte sich der Kommandant in dem dunklen Cockpit so weit nach vorne, wie die Leitungen es zuließen, die ihn wie eine Nabelschnur mit dem Dach des Helikopters verbanden. »Hey, Howie? Die wollen wissen, was hier los ist – Howie.« Er konnte das Gesicht des Luftbeobachters nicht erkennen, der vornübergebeugt auf den Bildschirm starrte und dessen Augen hinter seinem Helm verborgen waren.

»Ich tue, was ich kann. Sieht aus wie ein beschissenes Schneefeld, wie weiße Sauce. Ich kann nur Sachen erkennen, die sich deutlich bewegen.« Er betätigte einen Schalter, sodass sich die Hitze auf seinem Monitor plötzlich schwarz abbildete. Dann versuchte er es zunächst mit Rot und dann mit Blau. In manchen Fällen war es hilfreich, wenn man eine andere Farbe aktivierte, doch an diesem Abend verhinderte die diffuse Hitze, die von unten aufstieg, jedes klare Bild. »Können wir vielleicht noch mal ein paar Rechtskurven fliegen?«

»Okay.« Der Pilot schwenkte nach rechts und flog wieder ein paar Kreise. Unter dem Hubschrauber zog jetzt ein dichtes Waldgebiet vorbei. Der Luftbeobachter starrte auf den Monitor. Dann machte er sich am Joystick des Laptops zu schaffen, und die Infrarotkamera, die unter dem Cockpit am Boden des Helikopters befestigt war, ließ ihr Auge über den Park schweifen.

»Und – was Neues?«

»Weiß nicht. Ich sehe da irgendwas im Bereich zehn Uhr, allerdings ...« Da es an der nötigen Tiefenschärfe fehlte, war es schwierig, etwas Genaues zu erkennen, und sobald sie in die Nähe des Objektes kamen, versetzte der Luftwirbel der Rotor-

blätter die Baumkronen in Aufruhr. Der Mann glaubte, ein merkwürdig rundes Objekt von der Größe eines Autoreifens ausgemacht zu haben. Aber dann peitschten die Äste wieder wie vom Sturm geschüttelt hin und her, und er hatte das Gefühl, sich alles nur eingebildet zu haben. »Scheiße.« Wieder beugte er sich über den Monitor und veränderte mehrmals den Bildausschnitt. »Vielleicht sollten die sich das mal näher ansehen.« Er tippte auf den Monitor. »Sehen Sie das?«

Der Kommandant neigte sich vor und starrte ebenfalls auf den Bildschirm. Obwohl er nicht genau erkennen konnte, was sein Kollege meinte, lehnte er sich auf seinem Sitz wieder nach hinten und ging auf Cafferys Frequenz. »Neun neun an Einsatzkräfte.«

»Ja – haben Sie was gefunden?«

»Könnte sein, dass wir eine Wärmequelle entdeckt haben, aber wir sind uns nicht ganz sicher. Möchten Sie sich das mal näher ansehen?«

»Natürlich.«

»Okay. Ganz in der Nähe ist ein See oder ein Bootsweiher oder so was ...«

»Der Bootsweiher?«

»Ja, der Bootsweiher – und ungefähr zweihundert Meter davon entfernt fängt der Wald an.«

»Ja, ich kann Ihnen folgen.«

Der Kommandant beugte sich vor und blickte auf den Punkt auf dem Monitor, den der Luftbeobachter mit dem Finger markiert hatte. »Sie müssen ungefähr hundert Meter in den Wald hinein ...«

»Okay. Verstanden.«

Der Kommandant signalisierte dem Piloten mit der flachen Hand, die Maschine auf der Stelle schweben zu lassen, und dann starrten die drei Besatzungsmitglieder schweigend auf den Bildschirm. In den Kopfhörern war nur ihr Atem zu hören, während sie zusahen, wie die Beamten als weiß glühende Flecken auf dem Monitor langsam näher kamen.

»Gut so«, murmelte der Kommandant. »Vielleicht können

wir Ihnen die Suche noch etwas erleichtern.« Er betätigte einen Hebel, und auf der Unterseite des Helikopters flammte plötzlich ein gewaltiger Scheinwerfer auf. Das Licht war so stark, dass es aus nächster Nähe sogar Beton durchbrennen konnte. Die Einsatzkräfte unten am Boden ließen sich von diesem Licht wie von einem Stern leiten und hasteten unter den Bäumen dem leuchtenden Strahl entgegen. Inzwischen hatte der Luftbeobachter die ringförmige Wärmequelle auf dem Monitor wieder verloren und war plötzlich unsicher, ob er sich die Erscheinung nur eingebildet hatte oder nicht.

»Howie?«, fragte der Kommandant von hinten. »Befinden wir uns überhaupt an der richtigen Stelle?«

Der Luftbeobachter schwieg. Er saß nach vorne gebeugt da und versuchte, die Wärmequelle wieder auf dem Monitor sichtbar zu machen.

»Howie?«

»Ja – ich glaube, aber ...«

»Bodeneinheiten an neun neun«, meldete sich Caffery über Funk. »Wir sind ziemlich ratlos hier unten. Können Sie uns vielleicht helfen?«

»Howie?«

»Ich weiß nicht, ich blicke nicht mehr durch. Aber ich *habe* etwas gesehen.« Er verkleinerte den Bildausschnitt und schüttelte den Kopf. Der Lärm der Motoren und der Rotorblätter, die Hitze und die Gerüche, dies alles setzte ihm so zu, dass er sich nur schwer konzentrieren konnte. Unten standen die Polizeibeamten und starrten ratlos zu dem Helikopter hinauf. »Scheiße«, murmelte der Kommandant. »Howie, verdammt noch mal.« Er konnte Caffery nicht länger warten lassen, deshalb sagte er: »Also ... ich weiß nicht ...«

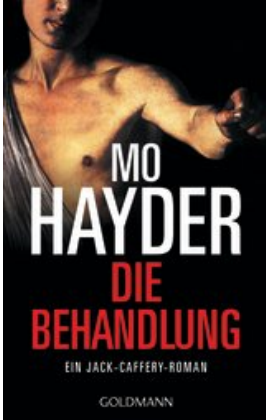
»Hm, ärgerlich.«

Der Kommandant verlor allmählich die Geduld. »Und was ist mit dem Treibstoff?«

Der Pilot schüttelte den Kopf. »Noch ungefähr ein Viertel.«

Der Kommandant stieß einen Pfiff aus. »Also müssen wir bald tanken. Zwanzig Minuten, Howie, reicht das?«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Mo Hayder

Die Behandlung

Ein Jack-Caffery-Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

10 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-45626-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2003

Ein schockierendes Verbrechen stellt die Londoner Polizei vor ein Rätsel: Im Haus der Familie Peach muss sich Unausprechliches zugetragen haben, bevor die Polizei die Wohnung stürmte, und bevor Rory, der kleine Sohn der Peaches, entführt wurde. Doch die Eltern können oder wollen keine Angaben zu den Geschehnissen machen. Schon bald macht in der Gegend das Wort von einem unheimlichen "Troll" die Runde, der kleine Kinder töten soll - und der vielleicht bereits sein nächstes Opfer ausgesucht hat ...



[Der Titel im Katalog](#)